

Arbeitskommandos als Thema der Heimatgeschichtsforschung

Bei der Darstellung der Geschichte der Kriegsgefangenenlager im Deutschen Reich während des Zweiten Weltkrieges spielt der Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen eine zentrale Rolle. Dies gilt unabhängig von der Nationalität der Kriegsgefangenen und dem Zeitpunkt, zu dem sie in Gefangenschaft gerieten. Denn bereits mit dem Überfall auf Polen im September 1939 waren die Kriegsgefangenen als Ersatz für die zur Wehrmacht eingezogenen deutschen Männer eingeplant, zunächst vor allem zum Einsatz in der Landwirtschaft und in Anknüpfung an traditionelle Saisonarbeit. Doch bereits bei diesem ersten Einsatz zeigte sich ein Schlüsselement, das die zukünftige Flut an Erlassen zum Arbeitseinsatz sowohl der Kriegsgefangenen als auch der Zivilisten durchziehen sollte: Sonderbestimmungen, die nicht in erster Linie an einer pragmatischen Ausnutzung der Arbeitskräfte orientiert waren, sondern an der Einstufung der jeweiligen Gruppe innerhalb der nationalsozialistischen Hierarchisierung der Nationalitäten nach rassistischen Kriterien.

Im Verlauf des Krieges wurden Gefangene letztlich in sämtlichen Wirtschaftsbereichen und in Ortschaften aller Größe bis hinunter in das kleinste Dorf eingesetzt. Somit entstand in diesem Bereich eine entscheidende Schnittstelle zwischen Kriegsgefangenenwesen der Wehrmacht, Kriegswirtschaft und deutscher Kriegsgesellschaft. Seine Wichtigkeit erhält dieses Thema aus mehreren Gründen. Zunächst geht es um die Bedeutung der Wehrmacht. So wie es lange Jahre die Tendenz gab, die Wehrmacht von den Verbrechen in den besetzten Gebieten abzukoppeln, so setzt sich dieses Denken häufig bei der Rolle der Wehrmacht in Bezug auf den Umgang mit den Kriegsgefangenen fort. Die Wehrmacht erscheint als Organisator der Kriegsgefangenenlager und in Zusammenhang mit dem Arbeitseinsatz höchstens noch dadurch, dass sie wehruntüchtige Soldaten als Wachmannschaften gestellt habe. Zumindest wird die Verantwortung der Wehrmacht für das Massensterben in den speziell für Gefangene aus der Sowjetunion eingerichteten Lagern heute nicht mehr geleugnet. Dass die Wehrmacht aber den gesamten Krieg hindurch die entscheidende Instanz blieb, als flächendeckend tausende von Arbeitskommandos im Deutschen Reich eingerichtet wurden, gerät häufig in den Hintergrund. Dabei war die Wehrmacht dadurch auch im Heimatgebiet tief in die Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands

verstrickt, denn allseits akzeptierte Leitlinie beim Arbeitseinsatz der Ausländer war, dass neben der pragmatischen Organisation der Arbeit auch immer die unterschiedliche Behandlung der Ausländer nach rassistischen Kriterien den Arbeitsalltag prägte.

Neben diese Rolle der Wehrmacht als eine der Instanzen zur Organisation des Arbeitseinsatzes ausländischer Zwangsarbeiter tritt die Bedeutung der Einrichtung von Arbeitskommandos bis hinunter in das kleinste Dorf für die Vergesellschaftung nationalsozialistischer Verbrechen. Im Laufe des Krieges musste jeder Deutsche sich der Ubiquität ausländischer Arbeitskräfte stellen, seinen Handlungsspielraum bestimmen und täglich Entscheidungen über konkretes Verhalten treffen.

Für die Darstellung der Geschichte der Kriegsgefangenenlager bedeuten diese beiden nur knapp angerissenen Ebenen die Chance, der Beschränkung einer rein auf den Ort des Lagers bezogenen Geschichte zu entfliehen und eine Verknüpfung mit allgemeinen Aspekten der Entwicklung der deutschen Kriegsgesellschaft herzustellen. Die Anwesenheit von verschiedenen Gruppen von Ausländern, denen nach rassistischen Kriterien unterschiedliche Überlebenschancen zugewilligt wurden, verlangte die aktive Mitwirkung der Betriebs- oder Dorfgemeinschaft, im Falle der Kriegsgefangenen unter Aufsicht der Wehrmacht. Wenn man dieses vielfältige Beziehungsgeflecht z.B. in einer Ausstellung allgemeinverständlich vermitteln will, ist man auf aussagekräftiges Quellenmaterial vornehmlich visueller Art angewiesen.

An dieser Stelle kommt die Heimatgeschichtsforschung ins Spiel, vor allem für den Bereich der Arbeit in der Landwirtschaft und im Handwerk in den kleineren Ortschaften und Dörfern. Schriftliche Quellen und auch Fotos zu den großen industriellen Betrieben in oder bei den Städten findet man in den Archiven. Für die besonders interessante Kontaktzone der Kleinstädte und Dörfer befindet sich die Überlieferung dagegen fast vollständig in privater Hand. Damit wird die Recherche und die Kontextualisierung des Quellenmaterials für den professionellen Forscher sehr aufwändig. Man ist daher zwingend auf die Zusammenarbeit mit den Heimatforschern angewiesen, die über die persönliche Bekanntschaft in der Regel vollständigen Zugang zu den vorhandenen Materialien erhalten. Dabei handelt es sich in erster Linie um Fotos, aber auch um Dokumente oder Objekte mit Bezug zur Zwangsarbeit. Klassisch sind etwa die von den Kriegsgefangenen hergestellten Spielzeuge oder Gebrauchsgegenstände, die gegen zusätzliche Lebensmittel eingetauscht wurden.

Die Zwischenschaltung der Heimatforscher oder Ortschronisten fügt jedoch dem vorhandenen Material in vielen Fällen einen zweiten Filter hinzu. Der erste Filter besteht darin, dass die Quellen – und hier ist in erster Linie an Fotos gedacht – kein Spiegelbild des Alltags sind, sondern nur bestimmte Aspekte abbilden, andere dagegen keine Repräsentation erfahren. Und diese Ausblendung betrifft gerade Bereiche, die besonders aufschlussreich sind: die Mitwirkung der Dorfgemeinschaft an Überwachung und Bestrafung; materieller und immaterieller Profit für die Deutschen durch die Anwesenheit der Zwangsarbeiter; schlechte Behandlung bis zu willkürlicher Gewalt; Alltag der Kriegsgefangenen in den Sammelunterkünften. Das heißt, dass zu diesen Themen keine Quellen von relevantem Umfang zu erwarten sind. Der erwähnte zweite Filter besteht in dem speziellen Erkenntnisinteresse der Heimatforscher. Ihnen geht es in der Regel um eine Schilderung der Ereignisse im Dorf durch die Jahrhunderte, also nicht speziell auf die Zeit des Nationalsozialismus oder des Zweiten Weltkrieges bezogen. Außerdem steht die chronikartige Auflistung des Geschehens im Vordergrund, weniger die übergreifende Analyse. Das bedeutet jedoch nicht, dass es der Heimatforschung um eine objektive Darstellung ginge, die es ja bekanntlich nicht geben kann. Vielmehr sind hier Grundannahmen vorherrschend, die kaum reflektiert die Ergebnisse beeinflussen. Zwar hat sich auch hier ein Wandel eingestellt, doch eine Tendenz zur Idyllisierung des Dorflebens und des Herunterspielens von Konflikten lässt sich bis in jüngste Veröffentlichungen hinein nicht leugnen. Besonders betroffen davon ist die Zeit des Nationalsozialismus, die häufig immer noch so genannten „dunklen Jahre“. Dabei ist auffällig, dass diese Periode vergleichsweise wenig Platz in den Heimatchroniken einnimmt und stark die Fremdbestimmung durch übergeordnete Staats- und Parteistellen hervorgehoben wird, während die für andere Zeitepochen gerne betonte dörfliche Autonomie hier in den Hintergrund gestellt wird. Verdrängungstendenzen nach dem Motto: „Bei uns war es nicht so schlimm wie anderswo“ sind vielfach zu beobachten.

Was nun die Schilderung des Einsatz von Zwangsarbeitern – seien es zivile oder Kriegsgefangene – in den Dörfern betrifft, so sind einige Schief lagen zu konstatieren, durch welche die Heranziehung der heimatgeschichtlichen Literatur für die professionelle Forschung erschwert wird. Betont und breit dargestellt werden Beispiele guter Behandlung, vorwiegend von Gefangenen aus den westeuropäischen Ländern, die sich häufig auch durch langjährige freundschaftliche Beziehungen zwischen den ehemaligen Zwangsarbeitern und

ihren Arbeitgebern nach Kriegsende manifestiert haben. Ausgeblendet wird dabei fast, dass auch die westlichen Gefangenen zwangsweise in Deutschland arbeiten mussten. Wir wissen aus den Berichten des Internationalen Roten Kreuzes und der sogenannten Scapini-Mission, die sich speziell um die französischen Gefangenen gekümmert hat, dass es vielfältige Missstände und Beschwerden gab. Bei den französischen Kriegsgefangenen steht z.B. immer die Sorge um die Familie im Vordergrund, außerdem das Bemühen um Repatriierung, aber auch schlechte Behandlung, schwere Arbeit und Mängel der Unterkünfte. All dies bildet einen bemerkenswerten Kontrast zu der heilen Welt, die heute in den Ortschroniken gezeichnet wird. Auch die Franzosen waren eben Verschleppte, deren Gedanken um die Familie und Freunde zu Hause kreisten und die im übrigen bei einem Verstoß gegen die zahlreichen Anordnungen auch immer davon bedroht waren, in das erbarmungslose Strafsystem des nationalsozialistischen Deutschlands zu geraten.

Schlechte Behandlung, Gewalt und Verbrechen werden dagegen in den Chroniken nur ausnahmsweise und als Fehlverhalten Einzelner geschildert; sie dienen somit mehr der Hervorhebung der vorherrschenden guten Behandlung als dem Nachspüren struktureller Ursachen des Geschehenen.

Besonders deutlich wird diese Akzentuierung bei der Schilderung der Ereignisse um das Kriegsende herum. Breit hervorgehoben werden sogenannte „Plünderungen“ durch befreite Zwangsarbeiter, bei denen es sich meist um die verzweifelte Suche nach Lebensmitteln in einem Machtvakuum handelte. Hier ist häufig sogar ein regelrecht beleidigter Unterton festzustellen, wenn Unverständnis über Gewalttaten von Ausländern geäußert wird, die doch bis Kriegsende so gut behandelt worden seien. Aufschlussreich ist übrigens die Bewertung der gleichen Vorgängen bei Flüchtlingen und Vertriebenen. Zwar ist inzwischen bekannt, dass die Aufnahme dieser Gruppen in den Ortschaften weit weniger freundlich und vor allem von Verteilungskämpfen geprägt war, als heute gemeinhin geschildert wird. Bei der Darstellung illegaler Lebensmittel- oder Brennstoffbeschaffung wird bei Flüchtlingen und Vertriebenen in den heutigen Chroniken jedoch regelmäßig auf die existenziellen Notlagen der Betroffenen verwiesen. Ein Hinweis, der den befreiten Zwangsarbeitern nicht zuteil wird. Symptomatisch in dieser Hinsicht ist etwa das Zitat aus einer Dorfchronik des Jahres 1972, wo es heißt: „1945: Bevor ein englisches Kommando sich im westlichen Teil des Dorfes einquartiert, leidet die Bevölkerung schwer unter ausländischen Terroristen.“

Ich möchte das Gesagte an einigen konkreten Beispielen verdeutlichen, die stellvertretend für die Mehrzahl der Ortschroniken stehen. In unserem Raum werden die geschilderten Tendenzen übrigens durch die anhaltende Diskussion um das Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglager Sandbostel mitgeprägt. Jeder Ortschronist muss sich hier dieser Thematik stellen und so finden sich in etlichen Werken zumindest Verweise auf das Buch von Klaus Volland und Werner Borgsen. Auf der anderen Seite werden gerade die Zustände im Stalag bzw. KZ-Auffanglager als Kontrastfolie missbraucht, um die bessere Behandlung in den Arbeitskommandos zu dokumentieren.

Doch nun zu den Beispielen: In der Dorfchronik Ohrel aus dem Jahr 1987 umfasst der Abschnitt zu Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg immerhin 20 von knapp 350 Seiten. Als Quelle dient vorrangig eine Schulchronik, die allerdings erst retrospektiv nach Rückkehr des Verfassers aus der Kriegsgefangenschaft verfasst worden ist. Die beiden Gefangenenlager im Ort werden nur topographisch verortet, ohne dass auf etwaige unterschiedliche Bedingungen eingegangen wird, denn eines der Lager war für französische Gefangene eingerichtet worden, das andere diente der Unterbringung sowjetischer Kriegsgefangener. Eine nähere Betrachtung der beiden Lager würde sich hier also aufdrängen. Am Ende des Absatzes heißt es dann summarisch: „In den überwiegenden Fällen war zwischen den Gefangenen und den Dorfbewohnern ein gutes Verhältnis.“ Daran schließt sich der längere Bericht eines ehemaligen französischen Kriegsgefangenen an, der über sein gutes Verhältnis zu den Dorfbewohnern berichtet und Ohrel auch im Jahr 1985 noch einmal besucht hatte. Illustriert wird der Bericht durch zwei typisch idyllische Fotos von französischen Kriegsgefangenen. Daneben ist das Foto eines russischen Kriegsgefangenen abgedruckt, interessanterweise allerdings aus dem Ersten Weltkrieg. Es wirkt in seiner Bildsprache genauso verharmlosend wie die Fotos westlicher Kriegsgefangener aus dem Zweiten Weltkrieg, so dass bei flüchtiger Betrachtung der Eindruck entsteht, dass die russischen Gefangenen auch im Zweiten Weltkrieg ähnlich behandelt worden sind wie die westlichen. Daran schließen sich zwei Seiten über das Lager Sandbostel an, die als Kontrastierung dienen.

Ich zeige die Fotos übrigens mit Absicht nicht, um zumindest an dieser Stelle auf die suggestive Kraft der Bildsprache dieser Aufnahmen zu verzichten. In der neuen Ausstellung sehen wir uns dagegen vor die Aufgabe gestellt, den dominierenden visuellen Effekt durch Kontextualisierung und andere Quellen zu brechen.

Die Darstellung in der Chronik Ohrel kann sowohl in ihrer Kürze als auch in ihrer Schwerpunktsetzung als repräsentativ gelten. Zahlreiche Aspekte, zu denen es keine Angaben gibt, fallen auf: Wie waren die Bedingungen in den Unterkünften der Gefangenen konkret? Wie stand es um Hygiene und Ernährung? Wer hat die Gefangenen bewacht? Gab es Widerstand oder Fluchtversuche? Ist etwas über Gewalt gegen die Ausländer bekannt oder sogar über Todesfälle? Wie war die Rolle der Amtsträger, besonders des Ortsbauernführers? Wer hat im Dorf Funktionen in Zusammenhang mit den Kriegsgefangenen übernommen, etwa als Angehöriger der Landwacht? Wie waren die verwaltungsmäßig notwendigen Kontakte mit dem Stalag im Dorf organisiert? Aus einer Ortschaft bei Cuxhaven verfügen wir etwa über umfangreiche Unterlagen eines Handwerksmeisters, der zentral die Abrechnung für alle Arbeitgeber übernommen hatte. Gab es Kontakte außerhalb der Arbeit im Rahmen des alltäglichen Dorflebens oder bei Festlichkeiten? Kam es zu Konflikten in der Dorfgemeinschaft über die Behandlung der Ausländer?

Es ist kein Zufall, dass keiner dieser Aspekte angeschnitten wird. Denn dadurch wäre der Eindruck des monolithisch zusammenstehenden Dorfes gestört worden. Stattdessen rückt die Dorfgemeinschaft beinahe in die Nähe des Widerstandes zum Nationalsozialismus, weil die allgemein schlechte Behandlung der Kriegsgefangenen aufgrund zentraler Anweisungen erwähnt wird und dem die durchweg gute Behandlung im Dorf gegenüber gestellt wird. Der Blick für übergreifende Funktionen im System der deutschen Kriegswirtschaft geht so verloren. So dienten landwirtschaftliche Arbeitskommandos etwa für sowjetische Kriegsgefangene häufig der Aufpäppelung, bevor sie in der Rüstungsindustrie weiter ausgebeutet werden konnten.

Die Chronik Ohrel ist immerhin 25 Jahre alt. Ein ähnliches Bild ergibt sich jedoch, wenn man zum Beispiel die Chronik von Ober Ochtenhausen aus dem Jahr 2005 heranzieht. Aufgrund der unmittelbaren Nähe nehmen die Geschehnisse in Sandbostel zwar recht breiten Raum ein, vor allem zum Kriegsende. Der eigentliche Einsatz der Kriegsgefangenen wird jedoch in der bekannten Diktion geschildert. Ein grundsätzliches Problem ist hierbei, dass vor allem die Erinnerungen von nur ein bis zwei Personen als Hauptquelle benutzt werden. Die Sammelunterkunft der französischen Gefangenen wird zwar als mit Stacheldraht gesichert bezeichnet. Dann wird jedoch betont, dass die Gefangenen morgens ohne Bewachung ihre Arbeitsstellen aufgesucht haben, und es heißt: „Das Verhältnis zwischen den Bauern und

diesen Kriegsgefangenen war offen und spannungsfrei.“ Illustriert werden diese Aussagen mit dem Foto eines Wachmannes am offenen Fenster, einem Gruppenfoto der Gefangenen und einem Foto vom fußballspielenden Gefangenen im Dorf. Das gute Verhältnis wird noch mehrfach erwähnt, auch bei der Schilderung der serbischen Kriegsgefangenen im Dorf. Bei der Schilderung des Kriegsendes gibt es dann ein extra Kapitel mit der Überschrift „Die Plünderungen durch die ehemaligen Insassen des Stalags X B“, das teilweise Unwahrheiten enthält. So heißt es: „Nachdem die Briten das Lager eingenommen hatten, waren sie über die dort herrschenden katastrophalen Zustände so entsetzt, daß sie als Vergeltungsmaßnahme alle Dörfer im Umkreis von 20 km vernichten wollten.“ Eine Behauptung, für die es keinen quellenmäßigen Beleg gibt. Vielmehr handelt es sich um eine Legende, mit der die Rolle des Pastors in Selsingen hervorgehoben werden soll, der angeblich durch sein Verhandlungsgeschick die Vernichtung verhindert habe. Als Motiv der Gefangenen, die der Verfasser auch Marodeure nennt, werden Rache, Bereicherungsabsicht oder Zerstörungswut genannt, also ausschließlich niedere Motive. Dann folgen ausführliche Berichte weniger deutscher Zeitzeugen über die Situation. Eine differenzierte Darstellung der Lage der befreiten Häftlinge oder Empathie fehlen dagegen.

Ein wesentlicher Grund für die geschilderten Schieflagen bei der Schilderung des dörflichen Zwangsarbeitereinsatzes sind die zugrunde gelegten Quellen. Es werden nur in geringem Umfang archivalische Dokumente benutzt, ausgiebig dagegen Zeitzeugenberichte zitiert. Hier klingt immer noch ein Vertrauen in die höhere Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen nach, das in der wissenschaftlichen Diskussion längst überwunden ist. Auf die Spitze getrieben wird diese Einstellung in einer Publikation aus dem Jahre 2006 über den Raum Sittensen. Der Titel lautet „Zeitzeugengeschichte der Börde Sittensen“ und bereits hier klingt unterschwellig ein Gegensatz zur abgehobenen akademischen Forschung an. Das Buch besteht aus einem Sammelsurium von kurzen Berichten, schriftlichen Archivalien unterschiedlicher Ebenen und Abschnitten aus populärwissenschaftlichen Werken – Stichwort: Guido Knopp – die relativ unverbunden nebeneinander stehen. Die Art der Darstellung ist ähnlich wie bereits beschrieben. Es heißt beispielsweise auf französische und belgische Kriegsgefangene bezogen: „Uns ist nicht bekannt, daß Kriegsgefangene dem Wachpersonal oder den Sittenser Arbeitgebern Schwierigkeiten gemacht hätten.“ Auch über sowjetische Kriegsgefangene wird berichtet, allerdings in einer Art, die das allgemeine Schicksal dieser Gefangenengruppe vollständig ausblendet. So werden dazu lediglich auf

zwei Seiten Anekdoten über einen sowjetischen Kriegsgefangenen namens Nikolaj abgedruckt, unter Zwischenüberschriften wie „Nicolai, der bärenstarke russische Kriegsgefangene“, „Nicolai als Kraftathlet“, „Nicolai verhindert einen Hausbrand“ oder „Nicolai riskiert als Warner sein Leben“. Breiten Raum nehmen dagegen Plünderungen oder Gewalttaten durch befreite polnische und sowjetische Zwangsarbeiter 1945 ein. Auf insgesamt acht großformatigen Seiten wird darüber berichtet. Dabei werden auch Nachwirkungen der nationalsozialistischen Propaganda unreflektiert wiedergegeben. So heißt es über einen Bauern, dass er sich nicht zu Hause aufhalten konnte, „da ihm die Russen nachstellten, besonders sein früherer Kriegsgefangener, der sich nach seiner Freilassung als politischer Kommissar entpuppte“. Wiederholt findet sich auch die Bewertung der Gewalttaten als Terror. Insgesamt entsteht durch die breite Art der Darstellung und den Abdruck mehrerer gleichlautender Berichte der Eindruck eines längeren Zeitraumes, in dem bewaffnete Ausländerbanden mit bis zu 150 Mann ein Gewaltregime in der Gegend aufgebaut haben, ohne von den Alliierten daran gehindert worden zu sein. Wieviel davon der Realität entsprochen hat, lässt sich nicht ohne Hinzuziehung weiterer Quellen entscheiden. Aber hier hätte es dringend der Kontextualisierung bedurft.

Und eine derartige Einordnung retrospektiver Zeitzeugenberichte ist häufig auch ohne aufwändige Archivreisen zu leisten. Die zuständigen Regional- und Kreisarchive bieten in vielen Fällen bereits entsprechendes Material. Eine für meine Begriffe bisher vernachlässigte Quelle sind etwa die sogenannten „Kriegschroniken“, die auf Anordnung der Gauleitung flächendeckend nach einheitlichen Vorgaben angelegt werden sollten. In den Dörfern waren damit meist die Lehrer beauftragt, die in der Mehrzahl regimetreu waren. Diese Kriegschroniken bieten häufig ein unverfälschteres Bild davon, was im Dorf Gesprächsthema war und wie es bewertet wurde. Natürlich darf auch hier die Quellenkritik nicht außer acht gelassen werden: Die Kriegschroniken entstanden in offiziellem Auftrag und bieten keinen Raum für Differenzierungen. Aber sie enthalten Informationen, die in den Zeitzeugenberichten nicht vorkommen. Beispiele für den Fall der Arbeitskommandos der Kriegsgefangenen sind etwa: Wer hat sich im Dorf bei der Organisation engagiert, etwa in der Landwacht, die zur Eindämmung der Fluchtbewegungen eingerichtet worden war? Was war über die Lebensumstände der Gefangenen bekannt? Werden Fälle erwähnt, die im Gegensatz zu der im Rückblick pauschal behaupteten guten Behandlung stehen?

Als Beispiel möchte ich kurz die Kriegschronik des Dorfes Osterndorf im damaligen Landkreis Wesermünde erwähnen. Dort ist unter dem 10. April 1942 vermerkt: „Vinnen-Osterndorf 20 gefangene Bolschewisten“. Weiter heißt es: „Russenlager in Osterndorf, Bezeichnung: Mannschaftskriegsgefangenenlager X B, Arbeitskommando Nr. 7214. Die Gefangenen sind Russen, zwei Tataren, nach ihrem Beruf Bauern, ein paar Handwerker, abgemagert.“ Diese Informationen waren also im Dorf bekannt: Zuordnung des Kommandos zum Lager Sandbostel; Herkunft der Gefangenen; Berufe; körperlicher Zustand. Ende April 1942 hat der Verfasser dann sogar ein Foto des sowjetischen Arbeitskommandos eingeklebt, mit der Unterschrift: „Die gefangenen Bolschewisten im Arbeitslager des Gutes Osterndorf“. Das Foto lässt den schlechten Zustand der Gefangenen allerdings nicht erkennen; es handelt sich vielmehr um ein „Sonntagsfoto“, es war also auf ordentliche Kleidung und geordnete Aufstellung geachtet worden. Mitte Juni ist dann noch ein Zeitungsartikel eingeklebt, der die Überschrift trägt: „Sprachgewirr auf dem Bauernhof“. Dies verweist auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung der Propaganda, die ständig über die Lokalzeitungen in die Dorfgemeinschaft hineingewirkt hat.

Bis hierhin waren meine Ausführungen dezidiert kritisch, aber zum Glück kann man sagen, dass sie inzwischen nur noch einen Teil der Wirklichkeit abbilden. Bis in die achtziger Jahre des Zwanzigsten Jahrhunderts war es üblich, dass die Ortschroniken von einer Einzelperson verfasst wurden. Heute dagegen leisten meist Teams diese Arbeit. Und dabei finden sich fast immer Personen, die auf eine angemessene Repräsentation der Zeit des Nationalsozialismus drängen. Natürlich befindet man sich dabei nicht auf dem neuesten Stand der Forschung, aber zumindest werden viele Dinge jetzt klarer angesprochen. Speziell das Thema Zwangsarbeit erlebt ja seit inzwischen knapp zwanzig Jahren einen regelrechten Forschungsboom, so dass für viele Ortschaften mittlerweile fundierte Spezialuntersuchungen vorliegen.

Doch zurück zur Ausgangsüberlegung der Zusammenarbeit zwischen Heimatgeschichtsforschung und professioneller Wissenschaft. Wie bereits angedeutet, führt dabei trotz der geschilderten kritisch zu betrachtenden Einseitigkeiten kein Weg am privilegierten Zugang der Heimatforscher zum Quellenmaterial vorbei. Forschungspraktisch betrachtet geht es dann darum, anhand der Literatur zu erkennen, wo prägnantes Material vorliegt. Der nächste aufwändige Schritt besteht im Schaffen einer Vertrauensbasis zu den Heimatforschern und den Besitzern der Primärquellen. Das diffizile Problem besteht dabei

darin, den eigenen kritischen Zugang deutlich zu machen, ohne das Gefühl zu erzeugen, dass man gewisse Personen oder das ganze Dorf an den Pranger stellen will. Der erwähnte erweiterte Zugang auch in der Heimatgeschichtsforschung hat hier vieles leichter gemacht. Im Idealfall profitieren beide Seiten von dieser Beziehung: Die Heimatgeschichtsforschung verbreitert ihre Perspektiven und erkennt, dass nur eine differenzierte Betrachtung der Vergangenheit ein realistisches Abbild ergibt. Damit ist übrigens auch einem genuinen Anliegen der Heimatgeschichtsforschung geholfen. Denn sie will – ob explizit oder implizit – auch Orientierung für Gegenwart und Zukunft bieten. Und eine von mir geschilderte eindimensional idyllisierende Art der Darstellung kann dazu führen, dass die „gute alte Zeit“ als Periode der Übersichtlichkeit und Eindeutigkeit verklärt wird, dem die überkomplexe Gegenwart mit einer immer unsichereren Zukunft gegenübersteht. Eine Art der Vergangenheitsdarstellung jedoch, bei der auch Konflikte, Brüche und Differenzierungen einbezogen werden, kann zu der Beurteilung führen, dass Gegenwart immer komplex ist und Versprechen der Komplexitätsreduktion, mit denen etwa populistische Politiker gerne werben, unredlich sind und der differenzierten Interessenlage moderner Gesellschaften schon lange nicht mehr entsprechen.

Bleibt noch die Frage zu beantworten, was die Wissenschaft von der Heimatgeschichtsforschung lernen kann. Hier ist in erster Linie an die direkte Ansprache der Menschen bei der Darstellung geschichtlicher Ereignisse zu denken. Es ist ja kein Zufall, dass Zeitzeugenberichte oder Anekdoten breite Verwendung in den Chroniken finden. Sie entsprechen der Art der Erklärung der Gegenwart der meisten Menschen viel mehr als abstrakte Begriffsklärungen in einschränkenden Schachtelsätzen. Gerade für eine Ausstellung, wie wir sie hier in Sandbostel derzeit vorbereiten, ist diese Erkenntnis wichtig: Wir müssen auf dem aktuellen Stand der Forschung sein, wir müssen Differenzierungen und Grautöne darstellen, aber wir müssen dies alles in konkrete Geschichten verpacken, bei denen der Inhalt nicht mit dem erhobenen Zeigefinger transportiert wird, sondern im Idealfall sozusagen subkutan und direkt, ohne dass der Betrachter das Gesagte erst selbst interpretativ in lebenspraktische Situationen umwandeln muss.